

Jenni Zylka „Russisch Koks“

Russisch Koks ist ein Schnapsglas voll Wodka, auf dessen Rand eine mit Kaffeepulver und Zucker bestreute Zitronenscheibe gelegt wird. Man ext das Glas, saugt die süß-sauer-bittere Zitronenscheibe schnell hinterher, sieht zu, dass man keine Kaffeekrumen um die Lippen herum oder auf den Zähnen behält, denn im Dunkeln sieht das aus wie Dreck, und hernach kann man wieder ein paar Stunden fit oder gemütlich sein. Natürlich hat nicht jede Thekenkraft Lust, im dunklen, biergefluteten, mit Alkoholatem und dröhnender Musik zugewaberten Barbereich eine filigrane Kaffee- und Zucker-Praline herzustellen. Noch schwieriger ist es, unbedarften, vor einem Jahr aus Hannover zugezogenen Thekenkräften mit Erstsemestergeruch den Drink zu erklären, oder ihn jungen Amerikanern zu vermitteln, die in einer WG in Kreuzberg wohnen, nach ihrer Kneipenschicht noch einen Performance in einem queeren Theater haben, und das neue Idiom ihres Wahlaufenthalandes nicht lernen müssen, weil alle um sie herum Englisch sprechen.

Im Kumpelnest3000 läuft um 3 Uhr „Heroes“ von David Bowie, und obwohl sogar jeder Taxifahrer weiß, dass Bowie es in Berlin geschrieben hat, kann man das dem Stück ja nicht vorwerfen. Die Thekenkraft zuckt nicht mit der Wimper, als sie die Russisch Koks-Bestellung durch „Schüsse... reissen die Luft / doch wir küssen... als ob nichts geschicht“ zugeschrieen bekommt, und schon bei „We're nothing / and nothing will help us“ steht das geschmückte Schnapsglas auf dem Tresen. Neben dem Glas liegt der schmale, mit einem geflochtenen Lederarmband verzierte Unterarm einer Transe, die Keith Richards ähnelt, einem faltenfreien Keith Richards aus der „Between the Buttons“-Zeit, nur viel größer. Die Thekenkraft lächelt dem Trinkgeld entgegen, sie ist nicht jung und nicht alt, vielleicht hat sie schon in einer Schöneberger WG gewohnt, als David Bowie „Heroes“ getextet hat, vielleicht war sie da aber auch noch ein bebrilltes Schulkind in Marienfelde, Moabit oder Wilmersdorf. Sie ist hübsch, die Thekenkraft, breitschultrig, die Work Out-Muskeln gucken aus dem schwarzen T-Shirt heraus, sie ist allem Anschein nach ein Mann und man muss sie für ihre Lippenlesekenntnisse bewundern, im Gegensatz zu anderen Kumpelnest-Thekenkräften hat sie das Lippenlesen erst durch ihren Barberuf gelernt, und beherrscht es perfekt. Die Keith Richards-Transe schaut die Thekenkraft mit traurigen, dunkelbraunen Rock'n'Roll-Augen an, vielleicht tragen die beiden ja die gleichen falschen Wimpern, es gibt eine relativ günstige Supermarkt-Variante, deren verschiedene Wimpernformen Frauennamen tragen, Modell „Gloria“ besteht aus einem handgeknüpften, fast gleichlangen, dichten Wimpernkranz, und der Wimpernkleber liegt dem kleinen Schächtelchen bei. Doch bei der Thekenkraft scheinen die Wimpern echt zu sein, denn jetzt reibt sie sich mit einem angenehm nach Wodka, Gin, Bier, Sekt und einem Hauch Zitrone duftenden Finger kurz ein müdes Auge, und weder verschmiert etwas, noch sieht das Auge danach aus wie bei der späten Hildegard Knief. Elegant kippt die Keith Richards-Transe den Wodka, steckt die Zitronenscheibe mit ihren langen, knochigen Fingern in den Mund und saugt die Energie heraus. Sie muss sich sofort danach an einen etwas übergewichtigen, schnauzbärtigen Mann mit Migrations- wenn nicht sogar Erstgenerations-Gastarbeiter-Hintergrund drängen,

der neben ihr am Tresen akut vom Einschlafen bedroht ist, obwohl er eigentlich zum Flirten hergekommen war. Denn durch die Masse von Menschen, die man in dem mit Teppichtapete, Discokugeln, Blinkgirlanden, Bildern, bunten Schallplatten und Kneipennebel vollgestopften Raum kaum noch einzeln ausmachen kann, wird jetzt ein Rollstuhlfahrer geschoben.

Es ist elf Minuten nach 3 Uhr, Zeit für noch eine Portion Russisch Koks. Der Rollstuhlfahrerschieber kennt sein Ziel: Neben dem etwas größeren Thekenraum, dessen Innenbereich zum Tanzen und Umfallen und dessen Sofas für Necking und Petting benutzt werden, gibt es einen mit silberner Folie ausgeschlagenen Durchgangsraum zu den Toiletten, die, wie Erdgeschosstoiletten in Vorkriegshäusern es so an sich haben, zum Himmel nach brackigem Wasser stinken. In diesem Durchgang stehen wenige Tische, und an einen davon lässt sich der Rollstuhlfahrer schieben. Sein Begleiter holt zwei Bier. Ein lächelnder dunkelhäutiger Mann in Jeans und Turnschuhen fragt eine Frau, die am Etikett ihrer Budweiserflasche knibbelt etwas, das mit Lippenlesekenntnissen nach „Tu veux danser?“ aussähe. Aber die Frau will lieber knibbeln. Der Möchtegerntänzer federt zurück auf die Tanzfläche, wo nun ein betrunkenes Pärchen um die 30 zu Divines „Shoot your shot“ tanzt, einem dämlichen, frech auf den rollenden Discobass von „I feel love“ getexteten Stampfer in vier 60s-Garagenpunk-Akkorden, a, c, g a. Das Pärchen benimmt sich, als ob es unglaublichen Spaß an dem krachenden Sound hat, dem die in den Höhen und Mitten kaputten Boxen einen trashigen, aber willkommenen Beigeschmack von Rock'n'Roll verleihen. Es hat mindestens fünf Promille zusammen, relativ gleichmäßig über beide Pärchenteile verteilt, seine bessere Alkoholverarbeitungskonsistenz macht ihr jüngeres Alter wett.

Es ist zwanzig Minuten nach 3, in jedem anderen Bums sähe das übertriebene Im-Kreis-Drehen eines Pärchens zu schlechten 80er-Jahre-Hits aus wie eine der schrecklichen, verzweifelten Ü40-Partys, wie sie seit ein paar Jahren verstärkt in kleinen süddeutschen Käufern stattfinden. Zumal jetzt auch noch eine Reisegruppe eintrifft, ein Bus voller gickernder junger Neugieriger, die sonst selten Kontakt zu Männern haben, die etwas anderes als Turnschuhe tragen. Die Frauen haben alle lange glatte Haare, und man fragt sich, ob das eine generationstypische Mutation im Kraushaargen ist, oder das Glätteisen, für das Heidi Klum neben 200 anderen unnötigen Produkten auch noch Werbung macht. Die Männer haben natürlich kurze Haare. Es ist halb vier, die Keith Richards-Transe ist traurig neben dem zwischenzeitlich eingeschlafenen alten Türken zusammengesackt, doch durch die schweren Ethylhexyl Acrylate-Wimpern beobachtet sie alles, und als einer der neuen Jungs sie dumm anguckt, starrt sie ihn machtvoll nieder, so dass der Junge sich nicht mal mehr traut, seinen Mut durch eine beklopfte Bemerkung in Richtung seines Kumpels wiederzubeleben. Er hat die Starrkraft künstlicher Wimpern in fast zwei Meter Höhe eindeutig unterschätzt.

Die Reisegruppe verliert sich in der tanzenden Mitte, in der Ecke am Fenster, wo auf

einem Sofa zwei ausdruckslose Gesichter auf den richtigen Zeitpunkt warten, um eine der neuhinzugekommenen Frauen anzusprechen, sehen vier Menschen aus, als ob sie „Knotenoma“ spielen. Bei diesem auf Kindergeburtstagen beliebten Gesellschaftsspiel fassen sich mindestens zwei, besser viele Menschen an den Händen, so dass sie mehr oder weniger einen flexiblen Ring bilden, und verknoten sich dann durch über- und unter den Armen Hindurchfügen der Beine derart, dass auf den ersten Blick nicht mehr auszumachen ist, wer der Herr welcher Extremitäten ist. Aber anstatt das Sprüchlein „Knotenoma, komm herbei!“ zu rufen, das in der inzwischen von einem fantastischen alten Specials-Stück von der ersten LP erfüllten knappen Luft ohnehin nicht zu hören wäre, versuchen sie, sich im Takt zu bewegen, was umso schwieriger ist, wenn es sich um Offbeat handelt. Der müde alte Türke ist inzwischen aufgewacht, weiß kurz nicht, wo er ist, schaut auf die harten Brüste der Keith Richards-Transe neben ihm und scheint zu überlegen, ob ihm der Größenunterschied zu schaffen machen würde. Er ist nicht ihr Typ, das wird er schon merken. Der Rollstuhlfahrer trinkt sein zweites Bier, sein Begleiter und Schieber hat sich inzwischen in die Nähe der Durchreiche verzogen, und steckt dort den Kopf mit einem russisch aussehenden Mann zusammen. Wahrscheinlich reden sie über Mädchenhandel und Waffen, vielleicht aber auch über ihre große, tiefe und ewige Liebe zueinander, denn nach ein paar Minuten küssen sie sich zärtlich.

Um zwanzig vor 4 Uhr fließt das nächste Gläschen Russisch Koks über die eigentlich sehr männlichen, schmalen, mit einem dunkleren Lipliner umrahmten und einem helleren, im schemenhaften Licht der Bar farblich unbestimmbaren Lippenstift ausgemalten Lippen der Keith Richards-Transe, und sie ist die einzige Person in Berlin, die diesen Unsinn mit den umrahmten Lippen würdig tragen kann. Bei allen anderen wirken umrahmte Lippen so, als ob sie sich gleich auch noch die Nase umrahmen und dann kleine Nummern in die umrahmten Flächen schreiben müssten, um ihr amtliches Malen-nach-Zahlen-Gesicht zu präsentieren. Die persönlich zusammengestellte 80er-Compilation ist endlich durchgelaufen, die Reisegruppe hat Angst vor der eigenen Courage bekommen und ist in drei der vor dem Haus wartenden Taxen geflüchtet, deren Kutscher die Gruppe jetzt mit ihren Erkenntnissen über David Bowie, Heroes und Schöneberg nerven werden. Stattdessen singt ein Mann aus den kaputten Boxen traurige Lieder über Einsamkeit in den Bergen der Vereinigten Staaten von Amerika, und darüber, dass er keine Grenzen mag. Es ist zehn vor 4, noch ist alles offen, wen wird der freundliche, französischsprachige Tänzer am Ende abkriegen, der schon wieder an einer Blondine gescheitert ist, die ihn vorher sogar ein wenig an ihr nesteln ließ, wird der Knotenoma-Haufen es schaffen, sich zu entwirren, bevor eines der Mitglieder dringend aufs brackige Klo muss, wird Keith Richards seinen Partner von den Glimmer Twins je finden, wird die Thekenkraft das Auffüllen der Kühlschränke mit Bierkisten nachher, in ein paar Stunden, als willkommenes Work Out oder als anstrengendes Schichtende begreifen, wird der müde alte Türke direkt zur Arbeit gehen, oder sich ein Herz nehmen und der langwimprigen Keith Richards-Transe seine Liebe

gestehen, Schwanz hin oder her?

Der Rollstuhlfahrer winkt seinem Begleiter, er möchte aber bestimmt noch lange nicht nach Hause, sondern ein neues Bier. Die Musik ist immer noch laut, aber nicht mehr aus den 80ern, auch nicht aus den 60ern, sondern aus den merkwürdigen 00ern, also irgendwie doch aus den 60ern und 80ern. Als um vier Uhr kurz die Tür aufgeht und relativ frische Abendluft hereinströmt – ein glücklicher Zufall, denn in der Nähe ist eine Baustelle, und normalerweise stinken Berlins Innereien, wenn man mit Baggerschaufeln an der Schale kratzt, wie seit 200 Jahren tote Friseure – müssen die gutgelaunten Freundinnen, die auf dem Spezialistenplatz am Kopfende der Theke sitzen, beide husten. Schnell wieder zumachen, die Tür. Die Luft da draußen erinnert zu sehr an morgen.